

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 79.

Freitag, 5. April.

1929.

(13. Fortsetzung.)

Die letzte Kurve.

(Nachdruck verboten.)

Roman in 19 Bildern von Curt Seibert.

Schöttler hatte die Zeitung gelesen und war über alles informiert, er fragte nach den wahren Trainingsergebnissen und erfuhr von Spindler, daß eigentlich niemand als Konkurrent in Frage komme.

„Na, dann klapp't's ja“, rief er fröhlich aus.

„Wenn nur nichts dazwischen kommt, ich habe so eine Ahnung.“

„Lieber Merz, ruhig Blut, Corretti wird's schaffen, ich kenne den Jungen.“

Die Hotels von Montana waren überfüllt, vom größten Etablissement bis zum kleinsten Gasthof, seit Wochen jedes Bett telegraphisch bestellt, selbst in den umliegenden Ortschaften war kein Platz mehr zu bekommen. Aus Nizza, Monte, Davos, St. Moritz, von allen Orten der Riviera, der Schweiz, Salzburg und Oberitalien waren die Vergnügungsreisenden für einige Tage herbeigeströmt, die ganze Autowelt Europas war selbstverständlich vollzählig vertreten, das Heer der Reporter jagte Tag und Nacht umher, die Begleitmannschaften wurden mit Geld und Liebesgaben überhäuft, nur um etwas aus ihnen herauszukriegen, was sie gesehen hatten, was sie wußten, was sie dachten. Und sie ließen sich jedes Wort mit Gold aufwiegen.

Ein ungeheurer Fuhrverkehr war eingerichtet worden, der aus allen Weltteilen Schaustafeln heranbeförderte. Riesen-Aeroplane mit vierundfünfzig Mann Besatzung waren aus Amerika eingetroffen, unübersehbare Reihen kleinerer Verkehrs- und Sportflugzeuge standen draußen auf dem großen Exerzierplatz zwischen ad hoc aufgebauten Schuppen. Montana glied eine Weltstadt, jedes Haus, jedes Hotel hatte in verschiedenen Landesfarben geflaggt, alle Menschen trugen kleine bunte Abzeichen an Rock und Hut, um ihre Nationalität oder ihre Sympathie zur Schau zu tragen. Am meisten vertreten waren die italienische und französische Flagge, die deutschen Farben und das Sternennbanner. Die Preise der Plätze waren horrend, aber niemand hatte sich gekümmert, selbst einige hundert Lire für einen guten Sitzplatz an den Kurven zu bezahlen.

Es gab im ganzen vier große und acht kleine Tribünen, die sich auf einzelne Kurven und die Umgebung des Ziels verteilten. Dazwischen waren viele hundert Meter lang schmale Sitzgelegenheiten aus Stein und Holz geschaffen, ferner gab es an verschiedenen Stellen einen sogenannten Sattelplatz, von denen jeder hinter Barrieren Raum für mehrere tausend Personen bot. Schon nachmittags bei der offiziellen Abnahme der Fahrzeuge zeigte es sich, daß der Besuch in diesem Jahre einen Rekord darstellen würde.

Am Abend fanden kleine Vorfeiern in allen Hotels statt, die, von begeisterten Sportsleuten veranstaltet, bis tief in die Nacht dauerten. Die direkten Teilnehmer des Rennens, von denen jeder an zehn verschiedenen Stellen eingeladen war, hatten zwar meist abgesetzt oder sich frühzeitig gedrückt, aber das hatte auf die allgemeine Stimmung gar keinen Einfluß. Reden wurden gehalten und riesige Wetten abgeschlossen, bei denen Rugler und Mial ganz im Vordergrund standen. Und während überall vergnügte Menschen sich auf das kommende Ereignis vorbereiteten, spielte sich neben dem Hauptgebäude der Rennbahn, dort wo die Wagen in

einer verschlossenen Remise standen, ein sonderbarer Vorgang ab. Auf einem kleinen Handwagen fuhr vier Arbeiter eine große Tonne Benzin heran. Der Werkmeister öffnete den Schuppen und verschloß ihn wieder hinter den Männern. Drinnen schlugen sie die Tonne in Stücke, öffneten eine darin stehende Kiste und arbeiteten die ganze Nacht fieberhaft bei Karbid und Kerzenlicht. Palisander baute seinen Motor in den Wagen ein.

„Die Sache geht in Ordnung“, sagte einer der Männer, den man unschwer als Szembolin erkannt haben würde. „Geld haben wir wirklich genug ausgegeben, daß wir das verlangen können. Leider ist es uns ja mißlungen, an Corretti oder einen seiner Monteure heranzukommen.“

„Jetzt muß es mit Gewalt gemacht werden. Wir fahren zuerst ab, Corretti kommt dahinter. Er wird versuchen, uns zu überholen, muß er ja, wenn er gewinnen will, er soll auch an uns herankommen und dann, wenn er neben uns liegt, fahre ich mit ihm bis in die nächste Kurve und drücke ihn, ehe er weiß, worum es sich handelt, hoch oben gegen die Mauer, daß er mit seinem Wagen zerschellt, dann ist der Sieg unser.“

„Aber“, wagte Szembolin einzuwerfen, „ist denn das auch sicher?“

„Kennst du das Einmaleins? Zwei mal zwei ist.“

„Bier.“

„So sicher ist das, mein Junge!“

Zur selben Zeit saßen Merz und Spindler mit Schöttler zusammen im Hotel. Sie waren sich längst einig über die bevorstehende Gründung der Firma „Merz und Schöttler“ und leerten vergnügt eine Flasche Wein.

„Ich möchte nur wissen, wo Corretti sich herumtreibt? Er hat sich den ganzen Abend nicht sehen lassen.“

Merz ahnte eben so wenig wie die beiden andern Herren, daß Corretti, um niemand an seinen Wagen heranzulassen, verbotener Weise in der Remise neben seinem Auto schlief.

19.

Lange vor Beginn des Rennens waren alle Sitzplätze überfüllt, die Tribünen und der Startplatz wimmelten von eleganten Toiletten schöner Frauen, gut gekleideten Herren und Tausenden von Fahnen, Fähnchen, Wimpeln, Abzeichen. Man konnte sein eigenes Wort nicht verstehen und wollte es auch gar nicht, man unterhielt sich nur, um die ungeheure Aufregung zu betäuben. Schon waren viele Tausende versammelt und immer noch strömten neue Scharen zu allen Eingängen herein, die Polizei, die mit größtem Aufgebot erschienen war, bemühte sich vergebens, die Menschen auf ihre Plätze zu leiten und das Gedränge zu verringern, Kinder wurden halb zu Tode gepreßt, Frauen bekamen Schreikrämpfe. An den Kurven war es lebensgefährlich, überall versuchten Neugierige ohne Karten Einlaß zu finden, kletterten über die Zäune und saßen hoch oben in den Bäumen.

Die Programme waren natürlich schon längst vergriffen, man schrieb auf mitgebrachten Zetteln die Starter nach den Tafeln ab, an denen sie der Reihe

nach angezeigt wurden. Endlich war alles so weit, die letzten Züge hatten noch Sportbegeisterte herangeschafft, die am selben Abend wieder fortfahren mußten, da keine Unterkunft mehr zu haben war. Die Sonne stand hoch am Himmel und strahlte in unerbittlicher Glut hernieder, einen „heißen“ Streit und kommende Staubwolken verkündend.

Nochmals hatten alle Fahrer ihre Wagen nachgesehen, dann stiegen sie ein, nach ihnen die Begleiter. In Nummer 8 saßen Palisander und Szembolin, in Nummer 9 Corretti und Spindler.

„Bist du fertig?“, fragte Palisander und knöpfte sich das Lederband der Haube unter dem Kinn zu.

„All right“, sagte Szembolin.

„Wo waren Sie gestern Abend?“, fragte Spindler.

„Ich habe im Schuppen neben dem Auto geschlafen“, sagte Corretti.

„War das nötig?“

„Ob es nötig war, weiß ich nicht, jedenfalls war es sehr gut.“

Das Glockenzeichen ertönte, der erste Wagen ging ab.

In regelmäßigen Abständen jagten die Wagen davon, ungeheure Staubwolken auf der von Hitze glühenden Bahn hinterlassend, während zwölf Flugzeuge den Talkessel hoch oben umkreisten, jedes mit langen Wimpeln in den Farben der startenden Wagen.

Das Rennen, von dem die Menschen noch jahrelang schreiben und sprechen sollten, weil es an Sensationen reich war wie keines bisher, begann schon in der ersten Runde interessant zu werden. Es war das Rennen zweier Wagen, Nummer 8 und 9, Maschinen, die man bei Berechnung des Siegers gar nicht in Erwägung gezogen hatte, aber auch Rugler und Mial rechtfertigten ihren guten Ruf und fuhrten derart überlegen, daß der Rest im Hintergrunde verschwand.

Bereits nach der ersten Runde kamen die Wagen ganz durcheinander gewürfelt an, durchs Ziel schossen nach der Reihe die Nummern:

2, 3, 1, 4, 8, 9, 6, 7, 5, 11, 12, 10.

Das Ergebnis war, Palisander und Corretti fuhrten bisher am schnellsten, Rugler und Mial hatten die vor ihnen liegenden Füllerwagen überholt, Fletscher hatte sich gehalten.

Das Publikum wurde unruhig, unzählige Wetten schwebten in Gefahr, riesenhafte, in viele Millionen gehende Summen. Noch hoffte man auf Mial und Rugler, einzelne fingen an zu rufen, obwohl das zwecklos, dann wartete man wieder eine Weile. Schötterler war ganz rot im Gesicht vor Aufregung, Merz hatte eiskalte Hände, die sich in die Brüstung der Tribüne gekrampft hatten, als wollten sie das Holz zerbrechen. Er blickte nur auf die Tafel ihm gegenüber, wenn dort erschien: Wagen 9 ausgefallen. . . Da schnappte schon die Latte, kippte um, man las:

Wagen 10 mit Defekt an Kurve 3.

Sein Herzschlag hatte eine Sekunde ausgezehrt.

„Aber beruhigen Sie sich doch, es geht ja alles gut, und wenn es dies Rennen nicht ist, wird es ein anderes sein. Ihr Wagen läuft blendend bisher, das ist doch die Hauptsache, und wir sind doch einig. Aber der andere, Nummer 8, ist auch fein im Schuß. . .“

Da brauste schon der erste heran, es war Clabesi auf Rugler. Dann, ein Aufschrei. . . Palisander und dicht hinter ihm Corretti. Die Tribüne raste. Was war das? Schon nach 2 Runden, nach 32 Kilometern hatten diese sich schon fast an die Spitze geschoben? In den Staubwolken konnte kein Mensch mehr die Nummern der übrigen Wagen entziffern, an der Tafel wurden sie angezeigt mit:

2, 8, 9, 3, 4, 6, 1, 7, 11, 12.

Füller fiel immer mehr zurück und jetzt sogar schon Fletscher, dagegen kämpften Mial und Rugler unter sich einen heißen Kampf. Aber wer kümmerte sich jetzt noch darum? Die Aufregung steigerte sich zur Siedehitze, die Leute trampelten auf den Tribünen, kein Mensch sah mehr, alles stand und redete die Hälfte, lebhaft wurde diskutiert, gerufen, geschrien, gelacht, getobt.

(Schluß folgt.)

Vorfrühling.

Wärmer wehen schon die Lüfte,
Freier atmen Flur und Feld.
Heimlich haben sich die kleinen
Frühlingsjäger eingestellt.

Leise raunt es in den Zweigen,
Hier und da, die Knospe springt.
Und verstopfen hinter Wolken
Ab und zu die Sonne blinkt.

In den Straßen, in den Gassen,
Schwingt ein buntes Leben sich.
Jauchzend klingt es durch die Auen;
Frühling! Freund, ich grüße dich!

Milde Augen lachen wieder,
Trinken aus dem Wundermeer.
Tröstend singt es von den Lippen:
Dera, mein Dera, nun klag' nicht mehr!

Karl Friedrich Illmer.

Feuer im Moor.

Von Otto Ehrhart (Dachau).

An einem klaren Frühlingssonntag weht es brennig über das Moor. Irgendwo haben Kinder oder Ausflügler ein Feuer entzündet, der Wind hat es ihnen entzissen, es hat sich selbständig gemacht und läuft nun glücklich vor sich hin.

Zuerst sah ich die rote Lohe aus der Kiefernheckung winteln. Eine Weile später aber lief sie schon — schnell und immer schneller — auf ihren lustigen roten Sandalen hinter dem alten Torfgraben davon. Wenn sie einen besonders guten Tanzplatz fand, ein dürres Schilfstand oder ein Ried, vor dem das trockene Rohr mit seinen tausendfingigen Mooskolben holzte, warf sie ihr rotes Feuertuch hoch über sich und pfiff und knallte vor Freude. Eine Weile stand sie vor dem großen Schlehensbüschel still und lief dann — hup! — hup! — hinein mit den flinken Füßen. Was da nicht alles brannte: Schilf und Gras, dürre Brombeerranken, Kesselstauden, Klettenbüsche und morsche Reiser — eine helle Freude war das!

Bald aber hatte sie die Kinderhühe vertreten. Nun pfiff und schrie sie schon ganz anders, warf rote und blaue, gelbe und grüne Funken vor sich her, ward immer wilder, lechter und frech-vertraulicher. Das, was bald darauf auf blanten Feuerstiefeln nach dem Föhrenwald hinüberrauste, wußte genau, was es wollte. Dort stand das manns hohe Schilf unter den Bäumen, dort hatte man Torf gestochen, dort mußte ein feiner Tanzplatz sein! Es ist da zwar noch ein breiter und tiefer Bachgraben zu überspringen, aber zu was hat man denn den Wind — he? Er wird einem schon helfen, drüber den feurigen Samen zum Blühen zu bringen.

Doch der Mensch ist auf seiner Hut. Vorhin schon fuhr ein Jäger auf dem Rad durch das Moor, und jetzt sieht man überall in den Feuernebeln Gestalten, die mit Schaufeln, mit Picken und schweren Kiefernaxen der wilden Brennwat zu Leibe rücken. Der Wald wird verteidigt!

Wo der junge Kiefernwald seine junge Vorhut gegen das Moor vorschickt und der Frühlingsgast so ganz besonders hell und freundlich blänkert, hat sich die alte Kreuzotter Aga zum Sonnen hingelegt. Sie hat da einen idealen Verdauungswinkel gefunden. Einen niederen Wachholder, der so eigenartig gewachsen ist, daß er wie ein kleiner Wall ein Stück torfigen Moorboden umrandet. In dieser Sonnenbadewanne liegt sie breit und trägt dämmernd, wie ein lauberes Stück Tauwerk aufgeschloffen, den Kopf in der Mitte und ab und zu mit dem gespaltenen Zünglein spielend. Ihre dunkle Farbe mit dem schwarzen Zickzackstreifen paßt sich vorzüglich dem braunen Torfgrund an. Man müßte schon nahe hingehen, um sie als das leider so gefährliche Tier zu erkennen, das sie nun einmal ist.

Schon ist der Tag und ungewöhnlich heiß. . . Es tut grundgut nach der langen winterlichen Erstarrung, während welcher man mit zwanzig Artgenossen unter einem alten Baumstrunk schlief, sattgefressen, wieder einmal Sonne zu spüren. Knisternde Sonnenglut. Knisternde? — Sie reckt den Kopf in die Höhe, bläht sich auf und zischt abwehrend nach dem verfluchten Gegner. Nun ist sie ganz Raubtier, hart und kalt, mit dem grausamen roten Licht hinter den nachtenden Augen. Steil fährt das Köpflein höher, äugelt, windet sich suchend hin und her; aber da ist nichts, das ihr Grund zur Verteidigung gäbe. Nichts als ein kleines, rotes, blitzschnell durchs Gras huschendes Mäuslein. Wo es klet, locken die Halme auf und wirbeln als weiße Wähe zu Boden. Feuer! Biß und Brand! Das ist der Gegner, der nicht zu

fassen ist und vor dem nur die schnelle Flucht retten kann. Die Flucht in den nassen Sumpf oder in den Wald hinüber, unter dessen feuchten Baumwurzeln und Erdschötern man sich tief verziehen kann.

Weich und geschmeidig, trotz der halbverdauten Beute, flieht die Otter durch das Gras. Ein wunderbares Spiel der Bewegung, weissen Entgleitens, Verfließens und Zusammensiehens. Fremd, unheimlich und doch — schön. Bald ist sie vor dem raschen, tiefgebeteten Wächlein, über dessen dicke Verfrachtung sie sonst mühelos ans jenseitige Ufer gelangte. Aber aus dem unscheinbaren Wasser ist jetzt ein breiter, tiefer Staugraben geworden, an dessen anderem Ufer zu allem Übel noch viele mit der Brandabwehr beschäftigte Menschen stehen. Aga fürchtet das Wasser, sie schwimmt nur ungern in der Not, mehr noch aber fürchtet sie die Menschen, und so entschließt sie sich, lieber die doppelte Gefahr zu umgehen.

Aber dem brennenden Moor taumeln erregte Riechbisse, Brachvögel flöten warnend, und die kühnen Mooreulen, die hier gerne brüten, fliegen jammervoll fliehend und mit dem Schnabel knappend, dicht über den brennenden Gelehen dahin. Wo der Brand noch nicht ist, flieht Gekier. Schussfert der Igel dem schübenden Bachrand entgegen, und versuchen ängstliche Fasanenhennen die unklugen Jungen aus dem Feuerbereich zu locken. Mäuse fahren pfeifend über die Gänge, und mitten durch die Unruhe windet sich pfeilschnell das fliehende Reptil.

Kurz vor der Stelle, wo Aga den Durchbruch erhoffte, prallt sie mit dem Feuer zusammen. Sinnlos, wütend greift sie an. Aber das ist kein Gegner mit Fleisch und Knochen, dem man das lähmende Gift in die Adern spritzen kann. Es beißt sieghaft blendend von allen Seiten auf sie ein; sie muß wenden und schießt nun tauchend an der brennenden Welle entlang, um einen anderen Weg in den Sumpf zu finden. Einmal findet sie ein kühles Erdloch, schießt, Schutz er hoffend, ein und taucht bald darauf wieder zwischen den Gräsern auf. Es ist nicht tief genug, um dem Feuer Widerstand bieten zu können. Instinkt und uralte, vererbte Erfahrung warnen schnell genug vor solcher Torheit.

Das Feuer kennt keinen Weg. Es läuft der Freude seiner Flammen nach, die dort, wo sie genügend findet, lieber länger verweilt als an mageren Stätten. Wo der Grund außerdem noch sumpfig ist, kommt es nur langsam vorwärts. So bilden sich kleine Sackgassen, Zipsel, und Aga ist, ehe sie es ahnt, in eine solche geraten. Wütlich fühlt sie sich von zwei Seiten her bedroht und schießt in wildem Bekleidungsdrang immer weiter vor bis an das Feuer. Hier kann sie also nicht weiter! Sie wendet, läuft zurück, aber das heimtückische Element hat ihr inzwischen den Rückweg weggefressen. Sie röstet im Kreise hin und her, bis sie endlich zufällig am Fuß einer Jungfichte ein Mausloch findet. Es scheint tief genug zu sein; sie schießt ein, und die zitternden Flanken beruhigen sich endlich.

Draußen ringen inzwischen die Menschen mit der Glut. Man hat das Feuer vor dem Wald abgefangen, indem man das dürre Schilf abmähte und ihm durch das schnell gestaute Wasser eine natürliche Grenze setzte. Von allen Seiten rückte man ihm gleichzeitig mit Schaufeln und Ästen tüchtig zu Leibe. Da erkennt es bald, daß es verspielt hat, und drum will es wenigstens an dem, was es hat, seine Freude haben.

Der torrige Boden brennt gut. Tief glüht sich die Flamme in den glühigen Boden ein, und wenn einer nun gar meint, es sei vorbei, und mit der Zwingen des Stodes in das borstige Erdreich stößt, schlägt ihm sofort ein helles Flämmchen entgegen. Es brennt unterirdisch weiter!

Aga hat einstweilen noch Ruhe. Das große, tölpelhafte Feuer ist harmlos über ihr hinweggesetzt. Man könnte fast glauben, daß Friede sei, wenn die Hitze in der Tiefe nicht ständig zunähme. Das kommt daher: überall unter dem verbrannten Wäsen triebeln kleine Glutfingerchen umher; wühlen, zupfen und greifen immer tiefer in das brennliche Zeug. Schon ist das Loch voller Quasm, aber die Schlange drückt ihre Nase nur tiefer in den malmigen Boden. Sie braucht ja nicht viel Luft zum Atmen. Sie kann sich ja einschränken. Aber es glüht immer heißer. Sie schnürt die Glieder eng zusammen und preßt sich immer dichter in den Leib der Erde. Die gute Mutter Erde brennt ja!

Jrgendwo ist der Gang durchgebrannt. Glutwind streicht in den Kessel hinab und entfacht neue Glut. Sengende Tropfen regnen auf sie herab, sie windet sich hin und her, wühlt sich immer tiefer in den weichen Moll, der zu glühen anfängt, und endlich hält sie es nimmer aus und fährt äischend aus der Döhle.

Von hundert bissigen Zähnen gepackt, springt sie hoch in die Luft. Fällt, schnellst wieder auf, wälzt sich äischend und blasend hin und her, haßt hiezu nach dem erbarmungslosen

Gegner und beißt sich endlich, einmal, zweimal, dreimal — toll vor Schmerz, in den eigenen Leib.

Am anderen Morgen, der voller Sonne, voll weichem Sorroffen, Duffen und Blüten war, wanderte ich über das verbrannte Land. Unter einer sterbenden Jungfichte fand ich Agas Leib, verbrannt und gedunsen über den verkohlten Wurzeln liegen.

Welt u. Wissen

Spieleereien des Cäsarenwahns. Keine andere archäologische Unternehmung der letzten Zeit hat so großes Aufsehen erregt wie die Hebung der auf dem Grunde des Nemisees bei Rom ruhenden altrömischen Galeeren. Eins dieser Schiffe ist jetzt bereits an die Oberfläche gelangt, und man wird nun die Wunder bestaunen können, die diese Brunnenschiffe darstellen. Die Fahrzeuge, die auf Befehl Caligulas erbaut wurden, hatten nämlich keinen praktischen Wert, sondern muten an wie Spieleereien des Cäsarenwahns. Wie *J. M. Feldhaus* in der *Leipziger Illustrierten Zta.* hervorhebt, hatte Caligula, der eine gewisse Ähnlichkeit mit König Ludwig II. von Bayern besaß, eine Vorliebe für technische Bauten, auf die er ungeheure Summen verwendete. Schon vor seiner Thronbesteigung ließ er zwischen Baiä und Molo auf eine Entfernung von 5,3 Kilometer zwei Reihen von Lastschiffen nebeneinander verankern; die Schiffe wurden mit Bohlen belegt und diese mit Erde bedeckt. Dann zog Caligula an einem Tag hoch zu Roh, am andern als Wagenlenker auf dieser Schiffbrücke hin und her, und das alles nur deswegen, weil sein Vorgänger Tiberius gesagt hatte: „Gaius Caligula wird ebenso wenig Kaiser werden, als über den Meerbusen von Baiä die Rosse seines Rennwagens laufen.“ Während seiner Regierung begann dieser Kaiser den Bau der zehnten Wasserleitung nach Rom, die aber erst unter Claudius fertig wurde und noch heute Wasser nach Rom befördert. Diese Anlage, die alle andern derartigen Bauten an Großartigkeit übertraf, kostete die Riesensumme von 1,2 Millionen Mark. Caligula hat in seinen technischen Bauten binnen eines Jahres über 587 Millionen Mark verbraucht. Ihn reizte nicht der Nutzen dieser Bauten, sondern die Überwindung des Unmöglichen. „Gerade da, wo das Meer unruhig war und tief, wurden Dämme gelegt, Felsen des härtesten Gesteins ausgehauen, Ebenen zu Bergen umgeschaffen, Bergeshänge durch Abtragung geebnet“, schreibt sein Biograph Sueton. „Und alles geschah in größter Hast. Jede Verzögerung wurde mit dem Leben gebüßt.“ Caligula ließ auch ein Schiff bauen, das die besondere Aufgabe hatte, einen großen Obelisten von Ägypten nach Rom zu bringen; es galt als ein Wunderwerk der Technik, denn der Obelisk war 25½ Meter hoch und 487 Tonnen schwer. Wie der Transport über See geschah, wissen wir nicht, aber das Schiff muß ganz ungewöhnliche Vorrichtungen gehabt haben. Der Obelisk, den Caligula nach Rom bringen ließ und zu dessen Aufrichtung 20 000 Menschen notwendig waren, stand bis 1586 an seinem Platz, da die Banden, die alle andern Obelisten vernichteten, ihn nicht umstürzen konnten. Jetzt erhebt er sich in der Mitte des Petersplatzes. Um es den Göttern gleich zu tun, ließ Caligula während eines Gewitters mit Maschinen donnern und blitzen. Von solchen „Spieleereien des Cäsarenwahns“ werden uns jetzt die Wunderschiffe des Nemisees neue Kunde bringen.

Was hat die Entdeckung Amerikas gekostet? Man hat in der Stadtbibliothek zu Genua alte Dokumente entdeckt, die einen genauen Einblick in die Kosten jener Expedition gewähren, die der Welt einen neuen Erdteil schenken sollte. Für unsere Begriffe ist es geradezu lächerlich wenig gewesen: alles zusammen nur 36 000 Goldfranken. Christoph Kolumbus erhielt als Führer der Expedition ein persönliches Gehalt von 1600 Franken (wir rechnen das damalige Geld so gleich in Goldfranken um). Die beiden Schiffskapitäne, die Kolumbus unterstellt waren, erhielten ein Jahresgehalt von je 900 Franken; die Matrosen bekamen 12½ Franken monatlich, also 150 Franken im Jahre. Die Ausrüstung der kleinen Flottille hat im ganzen 14 000 Franken gekostet. Die Lebensmittel, also Brot, Wein, Gemüse, Fleisch usw. kosteten 6 Franken pro Kopf und Monat, also rund 2000 Franken. Als Kolumbus zurückgekehrt war, erstattete ihm die spanische Krone 22 000 Franken für Ausgaben, die er aus seiner Tasche gemacht hat. In dieser Summe aber waren sein Gehalt, das der Kapitäne und alle anderen Kosten bis auf die Ausrüstung der Flotte selbst einbezogen; denn die spanische Krone hatte es abgelehnt, ein Risiko zu tragen. Demnach ist die Entdeckung Amerikas im ganzen auf ungefähr 29 000 Reichsmark zu stehen gekommen!

* Romain Rolland: „Goethe und Beethoven“. (Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig.) Rollands neuer Essay ist ein sehr fein konzipiertes Seelengemälde. Tragik überschattet die späte Begegnung der beiden Größten ihrer Zeit. Wie zwei fremde Welten stoßen sie aufeinander. Goethe, in Sorge um die mühsam erworbene Ruhe, erschrickt vor der Dämonie und elementaren Wucht von Beethovens Musik. Beethoven dagegen verachtet den Zwang der Konvention, er kann sich, ein immer Bewegter, nicht in die bürgerliche Weltordnung finden. So gehen sie aneinander vorbei, mit subtiler Feinheit erspürt Rolland die Nuancen dieser inneren Kontraste. Beide Ganten sind in ihrem tiefsten Wesen begriffen, und gerade aus diesem Wesenhaften heraus erlebt man die Notwendigkeit eines gegenseitigen Verständnisses. Mit klugen Worten beschließt Rolland seine eindrucksvolle Deutung: „Der eine, der Liebendste, hat den andern nur zu fränken gewußt. Der andere, der tiefste Verstehende, hat den niemals erkannt, der ihm der nächste war; den größten, den einsamen, der seinesgleichen, der seiner würdig war.“

* Willu Greiner: „Von der Freiheit“. (Berliner Kommissionsbuchhandlung, Berlin SW. 68.) Der Verfasser sucht in seinem Buch die Definition von Vorstellung, Begriff und Wesen der Freiheit. Seine Gedankengänge zeigen die Freiheit als ein sittliches Problem, das in seiner Ausdeutung dem „kategorischen Imperativ“ Kants nahe kommt. Greiner geht aus von der Freiheit als dem Attribut des mit Bewußtsein begabten Menschen. Sie ist Lösung zunächst von den niederen Regungen und sich-Einschließen in die Beziehungen und Zusammenhänge der Wirklichkeit. Darüber hinaus führt sie zum Fühlen und Streben nach Vollendung, frei ist nur, wer das Höchste wahrhaft zu verwirklichen bemüht ist. Diese echte Freiheit wird Gewinn nicht allein des Einzelnen, sondern auch der Volksgenossen und der Allgemeinheit. Neben den sozialen Auswirkungen behandelt der Verfasser zugleich die Beziehungen zur Religion. Freiheit des Fühlens und Strebens, die den Menschen zur Höhe führt, bedeutet die Erfüllung des göttlichen Weltplans. Greiners begriffliche Ableitung ist klar und folgerichtig und wird, zumal sie mit deutlichen Beispielen belegt ist, auch dem Verständnis des philosophisch Ungewohnten entgegenkommen. Denn Sinn des Buches ist letztlich nicht gedankliche Abstraktion, sondern Stellungnahme zu brennenden Fragen des Lebens und der Zeit. Die Fülle der aufgeworfenen Probleme schafft Anregung und Gewinn, nicht zuletzt durch den Geist eines erfreulichen und beachtenswerten Idealismus.

* Theodor Fontane: „Ellernklipp“, „Schach von Wuthenow“, „L'Abultera“, drei Romane in einem Bande. Helios-Klassiker. (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.) Theodor Fontane hat sich erst im Greisenalter zu der Kunstform durchgerungen, die seinem dichtestischen Wesen ganz gemäß war. „Ellernklipp“ ist eins der ersten Prosawerke des Dichters, eine düstere Tragödie zwischen Vater und Sohn um eines Weibes willen, die sich in den harter Bergen abspielt. Fontanes Ruhm wurde hauptsächlich durch die Erzählung „L'Abultera“ begründet; hier gibt er zum ersten Male eine moderne Milieuschilderung aus der Berliner Gesellschaft. „Schach von Wuthenow“ spielt in der märkischen Gesellschaft und am preussischen Hofe in der Zeit von 1806. Den Kern des Romans bildet das Problem der Liebe eines Mannes zu zwei Frauen. Der vorliegende Band stellt einen Teil der sechsbändigen, von Thomas Mann eingeleiteten Ausgabe dar.

* Fred Andreas: „Das große Sorgenkind“, Roman. (Verlag Ullstein, Berlin.) Das neueste Buch des Verfassers von „Die Sache mit Schorffiegel“. Wärmer und tiefer als die früheren und mit ernstem Willen zu einer positiven Lebensgestaltung geschrieben, hat dieses neue Buch ein uraltes Problem zur Grundlage der Fabel: den Gegensatz zwischen Vater und Sohn. Für Andreas ist der Sohn kein blinder Empörer gegen väterliche Autorität, sondern ein „Großes Sorgenkind“, um das der Vater leidet, bis er das Verständnis seines wahren Wesens gefunden hat. So ist ein Roman von besonderer menschlicher Wärme und Ehrlichkeit entstanden, der einen gut erfunden und motivierten Einzelsatz ins Allgemeine verbreitert, ohne mit einem Wort tendenziös oder belehrend zu wirken.

* Hermann Stehr: „Helene Sintlinger“. (Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg.) Mit diesem Band beginnt die Stiftung die Heraus-

gabe einer neuen Verlagsreihe „Der junge Tag“, die eine Auswahl aus dem Schrifttum der Gegenwart in wohlfeilen, vorzüglich ausgestatteten Bändchen bringen wird. Der Band enthält zwei Erzählungen, deren eine dem „Heiligenhof“ entnommen ist.

* Irma von Drygalski: „Der Bauernprophet“, Roman. (Braum-Verlag, Heidelberg.) Johann Adam Müller, der Pfälzer Bauernprophet, ist bereits zum Mythos geworden; noch heute gibt es Bauern, die auf die Erfüllung seiner Prophezeiungen warten, von denen manche nachweisbar eintraf. Irma von Drygalski hat diesen Mann aus seiner Umwelt heraus begriffen und gestaltet, die spärlichen Quellen, die vor allem über die Jugend sich aus-schweigen, gedeutet. Es gelang ihr, den Bauernpropheten selbst, seine häuerlichen Widersacher, zu denen außer dem heute noch „spulenden“ Schulzen Maurer und seine eigene Frau gehörte, mit dem ganzen schweren Schicksal der damaligen Pfalz zu einem geschlossenen Kulturbilde zu formen. Der Gefahr, zuviel des Übersinnlichen in den einfachen Mann zu legen, ist Irma von Drygalski entgangen, indem sie ihn und seine Umwelt ganz erdnah hineinsetzt in das pfälzische Volkstum vor über 100 Jahren mit seinem Aberglauben und seinen dunklen Bräunen.

* „Geschenke von Kinderhand.“ Von Wer-lehrerin E. Schulze und L. Heller (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.) Das Büchlein will Anregungen und Vorschläge zu Gaben und kleinen Aufmerksamkeiten bringen, die von Kinderhänden zu Haus und im Kindergarten oder Horte ohne große Mühe und Anstrengungen ausgeführt und erwiesen werden können. Die Einteilung in dem Büchlein ist nicht nach Arbeitsstufen vorgenommen worden, sondern sie geht von dem Lebenskreis der Kinder aus. Es werden mannigfache Wege gezeigt und nicht nur Muster gegeben, die man nachahmen soll, sondern erst dann ist der volle Wert des Buches erfasst, wenn es zu eigenem Schaffen angeregt hat.

* Sir Jagadis Chunder Bose: „Die Pflanzen-schrift und ihre Offenbarungen“. Ins Deutsche übersetzt von Dr. Karl Höfler. Mit Geleitwort von Prof. Hans Molisch. (Rotapfel-Verlag U. G., Zürich.) Das Geheimnis der Pflanze hat seit je die Menschen beschäftigt, ja beunruhigt. Was verbirgt dieser „stillere Bruder“ von Mensch und Tier an Leben, hinter scheinbar bewegungslosen Formen? Wie steht er in Verbindung mit der Außenwelt? Gleich er dem Tier, gleicht er uns? Was dem abendländischen Forscher noch nie gelang, das glückte dem genialen Inder. Das scharfe Auge von Sir J. Ch. Bose durchdrang die Schranken, die uns von der Pflanze trennen und fand neue Wege, die uns ihrem inneren Leben näher bringen. Damit menschlicher Irrtum ausschleide, schaltete er den Beobachter so gut wie ganz aus. Dafür baute er allerfeinste Apparate, die eine Bewegung bis 10-millionenmal vergrößern können, sodas verschwindend schwache Regungen darin noch sichtbar werden. Er läßt überdies in seinen Apparaten die Pflanze selbst ihre Aufzeichnungen machen. Wir haben also nicht eine Summe menschlicher Beobachtungen vor uns, sondern Schriftzüge der Pflanze selbst, treue Spiegelbilder ihres verborgenen Lebens. Wir lernen ihr Herz kennen und das Steigen und Kreisen ihrer Säfte und Nerven, die Träger und Leiter der äußeren Reize. Nicht nur die „belebte“ Pflanze, auch das „Unbelebte“, wie zum Beispiel Blei oder Zinn, hat sein besonderes Leben. In Kurven von überraschend ähnlicher Art zeigt es Müdigkeit, Belebung, Vergiftung, Tod.

* L'Étrange Javocett: „Die Welt des Films“. Für die deutsche Ausgabe frei bearbeitet und ergänzt von E. Zell und S. W. Fischer. (Amalthea-Verlag, Wien.) Zum erstenmal werden hier sonst nur wenigen Eingeweihten zugängliche Daten, Vorzüge, Fehler und besondere Verhältnisse aus der Welt des Films in Buchform der Öffentlichkeit übergeben. Besonders dem amerikanischen Filmgeschäft mit seinen fabelhaften Menschen, Material- und Gelddaufwendungen und Zinessen ist ein breiter Raum gewidmet. Hollywood, das Filmparadies, mit seinen Märchengängen und Intrigen entsteht vor uns; wir werden in die Geheimnisse der großen kalifornischen Studios eingeführt. Wir sehen die Regisseure an der Arbeit und die berühmten Stars in ihrem Heim. Wir lernen die epochalen Erfindungen kennen und erfahren Interessantes über das Verfassen von Film-Manuskripten und Drehbüchern. Hierzu kommt ein reichhaltiges Bildmaterial mit zahlreichen Wertfotos, Entwürfen von Kulissen, Trickfilmen, Triadfilmen, Geräte der Kinematographie und vorzüglichste Bildnisse der hervorragendsten Filmmagnaten, Regisseure und Stars.